

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Nebr., 26. November 1909. Zweiter (Theil.)

Nummer 14.

Einmal doch!

So arm ist keines Menschen Leben.
Dah ihm's Geschick
Nur Leid und Angeld hat gegeben,
Nicht ein mal Glück.
So arm sind keines Menschen Tage,
Dah er nur Leid,
Getäuschte Hoffnung hat und Plage,
Nicht ein mal Freud'.

Nie sind des Menschen Lebenspfade
So schwarz und dicht,
Dah er nur Nacht und Schatten hatte,
Nicht ein mal Licht.

Denn auch der Himmel ist nicht immer
Bedeckt und grau,
Er ist auch ein mal voller Schimmer
Und hell und blau.

Uli ist krank.

Novellette von Silvester Frey.

Der Diener flüsterte es der Jofe zu, als sie frühmorgens zur gnädigen Frau ins Zimmer ging. Die Jofe dem Hausmädchen, das Hausmädchen der englischen Gesellschaftsdame; diese dem Kinderfräulein. Die Köchin selbstverständlich erfuhr es sofort. Selbst der Kutscher im Stall und die beiden Brauten:

Uli ist krank.
Uli ist ein allerliebstes kleines Kerlchen von etwa zwei Jahren. Hübsch zum Fressen — wie freilich wohl jedes Kind in dem Alter. Mit rosigem Teint und Grilichen in Backhändchen und Wangen. Possierlich wie ein Affchen und herzensgut zu jedermann. Unter Umständen aber auch ein widerlicher Tyrann. Dann verlangt er womöglich, daß das ganze Haus auf den Kopf gestellt werde und alle Welt — angefangen von Papa und Mama — nach seiner Weisheit tanze.

Heut' freilich nicht. Denn Uli liegt ja im Bett. Das Gesicht der Wand zugeteilt. Die sonst so blauen Augen matt und leicht verhängt von den Lidern. Weil er eben krank ist.
Alle kamen sie an sein Bettchen; die Jofe und der Diener, die Hausmädchen und der Kutscher; das Kinderfräulein, die englische Gesellschaftsdame, sowie Käthe Dambauer, das Kinderfräulein. Aber alle behandelte er, als wären sie Luft. Nur der letzteren gegenüber machte er eine Ausnahme. Freilich kaum für einen einzigen Augenblick. Er sah sie nämlich an, wie wenn er etwas suche oder überlege, um gleich darauf in fürchterliches Schreien und Weinen zu verfallen.

Als dann dem Kleinen sein Morgenmüßig gebracht ward: frische Milch und das schmackhafte Weisbrot — und er jedes mißgelaunt und weinend von sich wies; da gewann Frau von Traß die Ueberzeugung, daß Uli krank sein müsse. Eine Erregung bemächtigte sich ihrer, eine Angst, die man beargwöhnen findet, wenn man erwägt, daß Uli der Eltern ein einziges Kind, ihr Liebling, ihre Augenweide ist. Sie trat also zum Telephon, vermittelte den Anruf und hat den Arzt, dah er so schnell wie irgend möglich beiheilen möge.

Doktor Briarius ist einer, der Ärzte, die den Patienten nicht etwa als Verführer — und nur Verdienobjekt betrachten, sondern sich vielmehr durch echt menschliche Theilnahme zu ihm hingezogen fühlen. Im Traßschen Hause gilt er übrigens recht und schlecht als Freund. An seiner Vorsichtigkeit als Arzt konnte schon deswegen nicht gezweifelt werden, weil er sich mehrmals in äußerst schweren Fällen überaus erprobt hatte.

Uli zumal mochte den alten Herrn sehr gut leiden. Er ritt auf dessen Anien und ließ sich von ihm hoch in die Luft schmeißen. Ober gausste wohl gar übermüthig mit beiden Backhändchen in dem großen, langwallenden Graubart seines Freundes.

Doktor Briarius kommt, tritt ans Bett und fragt:

Wo thut's dir denn weh?
Das Kind zeigt auf Seiten und Achseln, Fußspitzen und Bäuchlein — kurz, auf beinahe jeden Theil des Körpers.

Na, laß mich mal zusehen!
Doktor Briarius beginnt mit der Untersuchung. Negeleckt und gründlich. Die Jofe läßt er sich zeigen und fühlt den Puls. Klopfst und horcht. Dann bedeutet er Frau von Traß, die selbstverständlich zuogen, durch Bild und Gebärde, daß er nichts finde.

Sie können sich darauf verlassen: dem Kinde fehlt nicht das geringste. Körperlich ist er so gesund wie der Fisch im Wasser. Dagegen scheint es freilich seelisch beeinträchtigt zu sein. Offenbar war es einem Eindrud ausgelegt, der sehr, sehr nachhaltige Wirkung ausgeübt hat!

Frau von Traß kann nach.

Ich vermag beim besten Willen

nicht zu ergründen, was das sein könne! Wir — mein Mann und ich — lassen doch Uli nicht aus den Augen. Höchstens kommt er mit den Angestellten unseres Hauses in Berührung; das aber sind alles treue, zuverlässige Menschen, die wir überdies insgesammt schon längere Zeit um uns haben. Demnach könnte nur noch der Fall sein, daß das Kind einmal auf einem Spaziergange —

„War Uli gestern fort?“
„Wie jeden Tag! ... Fräulein Dambauer! ... In der That!“
Und nun theilte Frau von Traß dem Arzt die Beobachtungen mit, die sie selber schon vorhin gemacht.

Sie gerieth dabei in hochgradige Erregung, daß ihre Wangen brannten und die Stimme zitterte.
„Ruhe, Ruhe — meine gnädige Frau! ... Es liegt doch durchaus kein Grund vor zu irgendeiner Besorgniß. Sie sind kränker als Uli — Sie siehern!“ ... Er sah nach der Uhr: „Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Es ist das herrlichste Wetter von der Welt. Sie werden also einen Spaziergang unternehmen — ins Freie, in die schöne Gottesnatur! ... Inzwischen bleibe ich hier. Der Fräulein schnappt mir ohnehin einen Patienten nach dem andern fort und macht ihn gesund — ohne meine Arzneien! ... Dem Himmel sei Dank! ... Ich habe also Zeit. Und die werde ich benutzen, um herauszufinden, was eigentlich meinem kleinen Freunde fehlt!“

Der Arzt ging zurück in das Zimmer, wo Uli lag. Und kam gerade dazu, wie dieser unter fürchterlichem Geschrei dem Kinderfräulein das Spielzeug, das sie ihm zuminein gebracht, ins Gesicht warf.

Doktor Briarius winkte dem jungen Mädchen, daß er mit ihr sprechen möchte.
„Nun, mein liebes Fräulein“, hob er an, „lassen Sie uns ein wenig plaudern. Offen und nur unter vier Augen ... Sie unternahmen gestern Nachmittag mit Uli den gewohnten Spaziergang?“

„Ja, wohin?“
„Den Promenadenweg entlang und dann in die Anlagen! ...“
Sie stockte. Und gleichzeitig ergoß sich tiefes Roth über das hübsche Gesicht.

„Verschweigen Sie mir nichts, liebes Kind! ... Was aus geschehen sein mag — Sie dürfen überzeugt sein, daß ich's gut mit Ihnen meine!“

Zwei braune Augen füllten sich mit Thränen, und unter Schluchzen berichteten ein paar rosiges Lippen runde weise:

„Wir haben uns so leb — Frey und ich! Aber es soll doch kein Mensch wissen! ... Denn es' wir uns heiraten! — bis dahin kann noch viel Zeit vergehen! ... Nun war er bisher immer so weit fort, und wir hatten zuweilen Jahre hindurch keine Gelegenheit, uns zu sehen und ...“

„Weiter, liebes Kind! ... Muthig weiter!“
„Er ist nämlich Förster, und wir kennen uns schon aus der Kinderzeit her. Da will es der Zufall, daß er herberufen ist in die Oberförsterei! ... Sie wissen doch: die im Walde; dicht bei der Stadt; an der Endstation der elektrischen Straßenbahn! ... Als nun gestern das Wetter gar so schön war, dacht' ich mir: dahin fährt du! ... Mit Uli! ... Und das Kind hat sich so erfreut!“

Wieder weinte und schluchzte sie.
Doktor Briarius bedeckte seinen so ängstlich-bitterlichen Ton bei:

„Wo lassen Sie mich rekapitulieren! ... Sie führen mit Uli hin aus in die Oberförsterei, wo augenblicklich ihr Verlobter Frey —“

„Tollstow —“
„Weißt! ... Dabei ist ja auch nichts Schlimmes! ... Sie möchten nur nicht, daß Herr Legationsrath oder seine Gattin davon erfahren! ... All das begreife ich! Bin auch mal jung gewesen und weiß, wie's im Mädchenherzen aussieht, wenn der Fräulein dort Einkehr hält! ... Sie kommen also hinaus und finden sich. Freuen sich. Und — nun ja: küssen sich! ... Aber nun weiter!“

„Dann — dann gingen wir — in den Wald!“
„Und Uli — wo blieb der inzwischen?“

„Der ... Das ist's ja eben, was mir das Herz abdrückt! ... Denn nun beginnt mein Unrecht! ... Frey meinte nämlich, es wäre besser, wenn wir das Kind lieber nicht mitnahmen. Er wollte schon dafür Sorge tragen, daß es durchaus gut aufgehoben sei!“

Die weitere Auskunft wird aber für Verlobter geben müssen ... Ich denke mit das auch gar nicht so schwer, da ja telephonische Verbindung mit der Oberförsterei besteht! Warten Sie einen Augenblick! ... Der noch besser: ich bitte Herrn Frey Tollstow, daß er sich hierher bemüht!

... Er wird doch wohl kommen — zumal da er weiß, daß er Sie bei dieser Gelegenheit wiedersehen kann?“
„Herr Frey Tollstow!“ meldete der Diener.

„Ich lasse bitten —“
Ein junger Mann trat ein.
In knappen, sachlichen Worten theilt er ihm mit, um was es sich handelt.

„Wir sind also zu dem Punkt gelangt, wo Sie sich mit Fräulein Dambauer in den Wald begaben! ... Meine Frage lautet jetzt dahin: Wo blieb inzwischen der Knabe?“
„Wo anders — als in meinem Zimmer!“

„Allein oder unter jemandes Obhut?“
„In bester Gut von der Welt! ... Gewartet von jemand, dem ich auch mein theuerstes Besitztum ohne Besorgern anvertrauen würde — von Wotan!“

„Wotan?“ wiederholte Doktor Briarius mechanisch und in zweifelndem Tone.
„Ah, Sie kennen Wotan nicht! So können Sie auch unmöglich wissen, wie treu und zuverlässig, wie klug er ist und wie stark! ... Aber Sie sollen sich sofort selber davon überzeugen!“

Eine Geste des jungen Mannes, die bedeutet, daß er um die Erlaubniß bitte, sich entfernen zu dürfen.

Wenige Augenblicke — und die Thür geht auf. Leise wird sie von dem jungen Weidmann geöffnet, der einen Hund hereinläßt — einen Bernhardiner edelster Rasse. ... Zuerst wendet dieser das kluge Auge zurück zu seinem Herrn, als ob er fragen wollte: „Ich darf doch?“ Zugleich — noch immer am Eingange verharrend — mußert er den Raum und was er birgt. So gleitet der Blick vom Arzt, der sich des schönen Thieres freut, zu Käthe Dambauer, die sich verächtlich und erdrönd, abseits hält, um glücklich —

Vornwärts schreitet Wotan. Zuerst langsam, holt, wie eben nur ein St. Bernhardshund sich trägt. Wie prächtig ihm sein Kleid steht: goldschimmerndes Gelb auf lichtweißen Grunde! ... Mächtig groß ist er — und wie stark muß er erst sein! ... Jetzt erhebt er die Ruthe wie in freudigem Affekt. ... Offenbar hat er eine Spur aufgenommen, die ihm angenehm dünkt. Schneller geht er. Gebardend auf das Bett zu, in welchem Klein-Uli, das Antlitz der Wand zugeteilt liegt.

Zwei mächtige Pfoten legen sich auf den Bettrand.
Das Kind wendet sich jäh um. Den Kopf erhebt es. Dann kommt von seinen Lippen ein Schrei, der geradezu elementar ertönt. Ein einziger, lang anhaltender. Geboben wie aus gestilltem Weh und beginnendem Glück.

Dann preßt Uli die Wangen dicht an Wotans Kopf und umschlingt ihn mit beiden Armen.
„So lieb hast du deinen Freund?“
„Und jetzt — nicht wahr, jetzt bist du doch wieder gesund?“

Statt aller Antwort preßte Uli den Hund unter lautem Jubel noch fester an sich.

In diesem Augenblick treten Herr und Frau von Traß ins Zimmer — nicht wenig erstaunt über das Schauspiel, das sich ihnen darbietet.

Doktor Briarius gibt in wenigen Worten des Räthfels Deutung.
„Uli's Krankheit war im Grunde nichts weiter als Sehnsucht nach dem Freunde. Sie sehen ja, wie lieb er Wotan hat und wie glücklich er ist, ihn wieder gefunden zu haben. Diese Juneigung deutet mir auch durchaus begrifflich einem Hunde gegenüber, der so klug, so schön und so funderlieb ist. Für unumgänglich nöthig halte ich freilich im Anschluß daran, daß Uli sich seiner auch ferner freuen darf — daß Wotan also bei ihm bleibt. Wenigstens vorläufig oder überhaupt eine Zeit hindurch. Das wäre die einzige Arznei, die ich zu verschreiben weiß; allerdings eine, auf die er bei seiner ganzen seelischen Stimmung auch nicht auf Verzicht leisten wird. Hoffentlich ist Herr Tollstow damit einverstanden. Andererseits kann man ihm auch wohl nicht zumuthen, daß er sich von diesem herrlichen Thier, das er großgezogen und das seine Herzensfreude bildet, kurzweg trenne. Verlassen würde er's, wie ich ihn beurtheile. Ja doch nie und für keinen Preis. Deswegen meine ich“ — er wandte sich eindringlich zu Herrn und Frau von Traß — „wir bitten unseren jungen Weidmann, daß er, so oft ihm das Herz treibt, hier vorpreche und zuschau, wie's Wotan und uns allen ergeht!“

Käthe Dambauer erröthete. Das Herz schlug ihr heiß. Aus ihren Augen floß ein Blick, voll von Dank und Glück, zu dem alten, guten Mann, der es verstanden, die schwere Wirrnis,

die wie ein Alp auf ihrer armen Brust gelagert, zu so frohem Austrag zu bringen.

Im Jildis-Kiosk.

Einen Besuch im Jildis-Kiosk schildert ein in Konstantinopel lebender Schweizer. Der Sternpalast Abdul Hamids mit seiner in den Reibebenen geheimnißvoll angedeuteten beängstigenden Pracht ist jetzt für den Konstantinopeler ein Ausflugsort mit Bier, Käse, Brot, Musik und frischer Luft geworden. Und diese Profanation erscheint nicht einmal so ungeheuerlich. Jildis erinnert seiner ganzen Bauart und Anlage nach weit mehr an einen gemüthlichen Landturort als an die prunkende Hofhaltung eines der größten Despoten der Geschichte. Auf breiter, schattiger, von mächtigen eisenen Geländern geschützter Meerseite man zu der verlassenen Residenz empor. Vor dem Palaßeingang laufen sechs Umfriedungsmauern strahlenförmig zusammen. Da steht rechts die elegante Hamidie-Moschee: sie war unter Hamid der Schauhplatz der prunkenden Freitagsgottesdienste, der Selamlits: links erhebt sich ein palasträhnlicher weißer Bau, in welchem Hamid jeden Freitag die europäischen Gesandten mit Champagner bewirthete; nebenbei gesagt, bezog der Kellner, ein Türkier, nur für diesen einen Dienst 30 Küff. Rund pro Monat. Ein Bild nach rückwärts überfliegt Stadt und Meer. Jetzt strömt buntes Volk durch das einfache weißementene Haupttor. Schuppiger klopfen auf ihre Köpfe, der Substanz (Wasserträger) schlägt mit Signal seine beiden Trintgläser aneinander, Albaner im weißen Fes und hunder Schürze selben aus bunten Küssen Fruchtis auf die kleinen Teiler.

Der Eintritt in den Palaß kostet 5 Piafter. Der Besucher geht die lafertenartigen Bureaus der ehemaligen Spitzspolizei entlang, wo der berühmte alte Kammerer Jzzel Arabi Pascha Tag für Tag die eingelaufenen Dschurnals (Gehirnrapporte) sondirt und sie Abdul Hamid zum Studium überwieht. Jetzt erst erscheint das eigentliche Palaßthor von Jildis, ein unbeholfener Bau voll weiß und gelb gehaltener Stukkaturen, aufgeflehter, cementener Blumenkörbe und Embleme. Er schließt den kleinen Garten mit den Sultans- und Haremwohnungen, ab vom äußeren Park. Wo einst nicht einmal der deutsche Kaiser eintreten durfte, da ergeht sich nun an Feiertagen eine farbige, geschwämgige Menage. Unter weißer und rother Gaze, die ein sinnreicher Götterner von Busch zu Busch in zarten Wolken nach den Bäumen herüberpannte, spazieren dicke, trimpelnde Offendis einher, fehnige Kurden im Turbando und in schwarzer Sachose, schwebende Armenier mit Hafennosen, unerschämte schnatternde Griechen, Europäerinnen mit Niesenhüten und violetten Directoiretoben, Dandies aus Berlin, Paris, London, ein Uraglas ins blaßrote Gesicht gestemmt, Detmische mit ihren hohen braunen Filzschindeln und arabische Parlamentarier in bunten schimmernden Turbanen. Wer 20 Piafter zahlt, den führt man gleich rechts vom Eingang die kleine Marmortreppe hinauf in die Gemächer, die der Sultan bis zum Tage seiner Abhebung bewohnte, in den hinteren Saal, wo Fuad Pascha dem Herrscher den Beschluß der Nationalversammlung mittheilte. Der denkwürdige Saal steht jetzt fast leer. Dort ist noch der vergoldete, grünleuchtende Thronroman. Ein im Halbdruck eigenthümlich schimmerndes perlmuttereingelegetes Damascenerisches steht davor; im Achenbecher liegt eine engrauchte Zigarette, daneben steht eine schmutzige kleine Tasse mit Kaffee. Der folgende Raum war das Arbeitszimmer Hamids. Ein mächtiger, kristallner Kronleuchter rotirt blühend von der Decke herab. Der prächtige Kofotofschreibtisch trägt die Photographie einer Prinzessin von Sachsen-Noburg-Gotha. Sonst ist von der einst so pompösen Zimmereinrichtung nichts übrig geblieben. Ein Blick auf das volle Bücherregal im Winkel macht mit den literarischen Neigungen Hamids bekannt! Da stehen in kostbaren blauen und rothen Lederbinden mit Golddruck Paul de Kof, Gaboriau, Conan, Doyle und Sacher-Masoch. Nun durch einige Halbdrucke, müffige Nebenzimmer mit phosphorescirenden Damascenermöbeln, über eine schmale Wendeltreppe hinauf in das goldene Empire boudoir des Sultans. Ein Dugend Perlläden in allen Farben steht über Holzfüße gezogen da; Motten fliegen auf, zablöse Schminzbüchlein und Pomaden-

tuben liegen auf dem Marmortisch. In einem der kostbaren Schildpaat-Monogramme A. H. trägt, steckt ein Büschel rothbrauner Haare. Dort hängt ein tugelsicherer Banzer und ein Lederwammis, die der Herrscher auf seinen seltenen Ausgängen anzuziehen pflegte. Rechts vom Ausgang steht der mächtige Spiegel, der so oft des Tyrannen finsternes Gesicht wiedergab, dieses Haupt, das er aus Kofetterie und Todesfurcht stundenlang färben, umfärben und neu fräffren ließ.

Jetzt wieder ins Freie, durch die hohe Thür, deren beide Flügel noch die Spuren vielfarbiger Verriegelung tragen, über den Haremshof, ins Kinematheater Abdul Hamids. Die alte, berühmte Hofbühne ist ein winziger, zweifelder Innenbau, mit summa-rischer Goldberzierung und roth ausgefärbten. Das Parterre, das ehemals völlig leer war, hat man provisorisch bestuhlt. Oben, erster Rang Mitte, ist die Sultansloge. Rechts davon die Diplomatenloge. Die kleinen, vergitterten Logen in der Runde waren für die Haremssdamen bestimmt. Als einziger Schmutz hängt, erster Rang links, das reich eingefasste, schauerhaft gefärbte Brustbild Giuseppe Verdis. Jetzt füllt lärmendes Publikum das Theater und jauchzt und klatscht zur Vorstellung, die ein verflimmtes Klavier begleitet.

Der Rückweg führt vom innern in den äußeren Park, durch schattige Alleen mit Rundellen, die jetzt in Wirthschaften verwandelt worden sind, über Kieswege mit beschnittenen Heden in noch leere, einst berühmte Kasernen entlang. Der nahe Schießstand Abdul Hamids ist nicht besetzt. Der behagliche Kiosk war ein bezogzarter Aufenthaltort des Sultans, der sich an beweglichen Blechfiguren im Anschlag auf Mörder und Anarchisten übte. Jetzt stehen Kurden in der zur kleinen Waffensammlung aller Gewehrmodelle umgewandelten Veranda, den Stügen im Arm, und schließen mit lärmender Freude glänzende Glasgeln entgegen. Ein Schuß aus den Stügen Hamids kostet 2 Piafter. Der Kiosk selbst ist charakteristisch für den barbarischen Geschmack des Großherrn. Was alles verschrobene französische Tischler-Gestirne sich ausdenteten, steht da vereint, eine vergoldete Schnörkelei über die andere. Das Beste, ein elegantes, sauber gearbeitetes Damascenerisches, stammt vom Ex-Sultan selbst, der, wenn er nicht Spionageberichte oder Romane las, stundenlang in seiner Tischlerwerkstätte herumhantirte. Der Weg führt am Raffin-Kiosk vorbei, den Hamid vor Jahren nur für den deutschen Kaiser bauen ließ. Der Gang durch den Prachtbau bringt nichts Charakteristisches zutage: einen etwas parvenhofen europäischen Palaßlurus mit zweimannhohen Spiegeln auf Empirekonsolen, Kronleuchtern, Marmorurnen mit vergoldeten Henkeln, bunten Delfenhimmeln mit griechisch-römischen Götterfiguren und unangenehm glattem Parquet. Die hohen Fenster gehen auf den stimmernden Bosphorus, auf das asiatische Ufer. Hundert Schritte weiter unten, im Hof der kaiserlichen Ställe, führen an Freitagsnachmittagen türkische Kinder in Lederhosen, mit nackten, gelben Leibern, aufeinander — los. Ein tollerender Gong, eine piepende Klarinette feuern sie an. Die leeren Marktställe selbst sind banfällige, eines Hofstaates unwürdige Baracken. Im inneren Garten, den eine 30 Fuß hohe, mit Glascherben gepflasterte Mauer vom äußeren trennt, findet jeden Freitagsnachmittag ein kleines Volksfest statt. Da liegt, unmittelbar am eigentlichen Sultans-Kiosk, der kleine See, auf dessen olivengrüner Fläche der Herrscher stundenlang sich herumrudern ließ. Das berühmte Schaufelradboot, ein Geschenk Kaiser Wilhelms, kommt mit seinen Levantinerinnen um die Ecke. Oben, die Palaßfenster entlang, geht das Volk, dichtgedrängt, vorbei. Man stellt sich auf die Beihentigen zum flüchtigen Blick in die hohen Gemächer, die mit einem Chaos von Möbeln und Teppichen angefüllt sind. Da stehen weiße Empiretische voll Porzellangehör aus den berühmtesten europäischen Manufakturen. Die kostbaren persischen Teppiche liegen haufenweise herum. Große Alabastrerleuchter wechseln ab mit allerlei Nichtigkeiten aus weißem Bistuit, perlmuttereingelegeten Standuhren und moßig goldenen Theeservices. Hart am Fenster glänzt ein goldenes Schiffsmodell, dessen Fenster Saphire, dessen Signallampen an den Masten große Diamanten und dessen Unterleuten Perlmutterschnüre sind.

Im großen Gartenhaus am See dampft jetzt die Küche der Gartenwirthschaft. Berge von Semmeln sind da,

Melonen, gerupfte Gänse; Macaroni und gepflückte Tomaten brodeln auf dem Kochherd. Die Gäste, Türken, Araber, Armenier, Griechen, Levantiner, Gootreisende, sitzen zu Hunderten fröhlich unter den Bäumen. Eine Kapelle graubärtiger Mandolinenspieler sitzt und puzt schwerblütige Türkenmärsche herunter. Auf der nahen Taubenwärdern, die von Freilichttheater etabliert. Es stürzen zwei Schauspieler in blau-roth-gelben Janitscharenkleidern, mit den charakteristischen Pumphosen und hohen Turbanen, schreiend, mit gezogenen Krummfäbeln aufeinander los. Der Grund des Kampfes, ein als Türkin phantastisch aufgeputzter, geschminkt und gepoppter graubärtiger Gfendi, hockt verächtlich abseits. Dazu pfeift der Garten in einem fort von den zahlreichen weißen Taubenwärdern, die von überalher, von den Mauern und aus den Büschen, untersehs in die Lüfte steigen. Auch sie hatte Hamid zu Spionagezwecken angeschafft, indem die Thiere vor jedem ungewohnten Schritt im Garten nach allen Richtungen auseinandertoben und so den Eindringling verrieten.

Gibt es Abnungen?

Aus einer Anzahl historisch beglaubigter Beispiele, die im Oktoberheft des „Thürmers“ (Herausgeber Freiherr von Grotthuß) zusammengestellt sind, sind die folgenden zwei besonders merkwürdig.

In den Briefen des Heinrich Voss wird berichtet, daß Goethe am letzten Neujahrsmorgen, den Schiller erlebte, diesem ein Glückwunschbillet geschrieben hat. Als er es durchlas, fand er zu seinem Schrecken, daß er aus Versehen geschrieben hatte: „Der letzte Neujahrstag“, statt der „erneute“ oder „wiedergekehrte“, oder dergleichen. „Voll Staunen und Erschrecken“ rief Goethe diese Karte und begann von Neuem zu schreiben. Als er an die ominöse Zeile kam, konnte er sich nur mit Mühe enthalten, nicht wieder vom letzten Neujahrstage zu schreiben. So drängte ihn die Abnung! An demselben Tage noch erzählte Goethe der Frau von Stein den Zufall und sagte, es ahne ihm, daß er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde.

Der Legationologe Heinrich Brugsch Pascha hat uns eine Selbstbiographie hinterlassen. In ihr erzählt er, daß er im Auftrag der ägyptischen Regierung im Jahre 1876 der Gröpfung der Weltausstellung zu Philadelphia beizuwohnen hatte. „Im Begriffe, nach dem nahe gelegenen Bahnhof (er befand sich damals bei den Seinen in Göttingen) zu gehen, um den nach Bremen abgehenden Frühzug zu benutzen, erhielt ich auf dem Wege eine Drahtmeldung, die ich sofort öffnete, um ihren Inhalt nach der Abreise kennen zu lernen. Sie lautete kurz und bündig: „Der Khebedos erfuhr Sie, augenblicklich nach Kairo zurückzubehren.“ Mit dem nächsten Sitzzuge schlug ich die Richtung nach Triest ein, um mit dem fälligen Lloyd-Dampfer nach Neappten zurückzubehren. Ich hatte felt meiner Abreise keine Zeitung gelesen, und mußte nicht wenig überrascht sein, als mir von dem Kommandanten des Schiffes die Nachricht mitgetheilt wurde, daß auf dem letzten Bremer Dampfer, demselben, mit welchem ich die Reise antreten wollte, eine von einem Amerikaner Namens Thomas konstruirte Höllemaschine vorzeitig explodirt sei, und mehrere Reisende und sonstige Personen getödtet und verwundet habe. Ich dankte Gott im Stillen, einer möglichen Gefahr für Leib und Leben durch meine Rückberufung entgangen zu sein, und stellte mich bei meiner Ankunft in Kairo sofort dem Bizetania vor. In der Meinung, von ihm nachträglich noch besondere Aufträge zu erhalten, die er mir nur mündlich mittheilen könne, war ich nicht wenig erstaunt, aus seinem Munde die Versicherung zu erhalten, er sei hoch erfreut, mich bei und gesund zu sehen, habe mir aber durchaus nichts zu sagen. Er habe sich bezogen gefühlt, mich sofort durch den Draht zurückrufen, da ihm in der Nacht ein Traumbild gerathen habe, mich sofort zurückkommen zu lassen, widrigenfalls mir ein großes Unglück bevorstände.

Letzte Bitte.

Richter: „Angeklagter Maier, Sie haben gelobt, daß Sie zu einem Jahr und drei Monaten Zuchthaus verurtheilt sind. Haben Sie noch etwas zu sagen?“

„Ich möchte den hohen Gerichtshof bitten, mir noch eine Unterrebung mit meinem Geschäftsführer zu gestatten, damit ich ihm die nöthigen Directiven geben kann für einen Ausverkauf wegen Umzuges.“